

Einleitung

Mein Interesse an den Tagebüchern Jugendlicher verdankt sich einer vorangegangenen emotionspsychologischen Arbeit: Überlegungen zum Begriff des Gefühls in der Psychologie und die genauere Analyse dreier historischer Emotionstheorien (vgl. Kochinka 2004) hatten mich auch zu einer ersten Beschäftigung mit zentralen Problemen der emotionalen Entwicklung geführt. In diesem Teilbereich der Entwicklungspsychologie – der Entwicklung der Gefühle – stellen sich dem Interessierten nach wie vor viele Fragen; der Stand der Forschung ist in keiner Weise so elaboriert und differenziert wie vergleichsweise etwa auf dem Feld der kognitiven Entwicklung. Mit dem in der genannten Arbeit entwickelten, komplexen Begriff des Gefühls rücken eher »späte« Entwicklungsvorgänge mit in die Aufmerksamkeit. Um das an einem Beispiel zu verdeutlichen: Es interessiert nicht mehr allein, ab wann (und wie) ein Kind weiß und berücksichtigt, daß auch ein anderer Mensch Absichten, Wünsche und Gefühle hat, und wie diese auf elementare Weise zusammenhängen, ab wann ein Kind also bspw. jemand anderen tröstet, wenn es miterlebt, wie ein Wunsch des anderen enttäuscht wird (Harris 1992). Es interessiert dann eben auch, wie das ältere Kind und der Jugendliche ein immer komplexer werdendes Wissen über die eigenen Gefühle (und allgemeiner: die Innenwelt), aber auch die Gefühle (und die Innenwelt) des Gegenübers entwickeln und im direkten Umgang jeweils in Rechnung stellen. In diesem thematischen Feld, so hatte ich es zunächst geplant, wollte ich eine empirische Arbeit anschließen, mit dem Ziel, das entwickelte Verständnis von »Gefühl« zu bestätigen, zu korrigieren oder zu erweitern. Da die Sicht des Menschen auf seine Gefühle (und andere psychische Prozesse) sich in seinen Reden, seinen Texten und anderen »Objektivationen« unabhängig von einem bestimmten Thema zeigt (oder jedenfalls zeigen kann) – da also ein Mensch die anderen (und sich selbst) als schlicht oder unauslotbar, langweilig oder interessant schildern und das jeweils konkretisieren kann, egal ob er über »Beruf«, »Familie«, »Paarbeziehung«, »Freizeitgestaltung« usw. spricht – sollte die geplante empirische Arbeit auf bereits vorhandene und nicht erst zu Forschungszwecken erhobene Materialien zurückgreifen.

In dieser Phase der allmählichen näheren Eingrenzung und Planung meines Vorhabens stieß ich eines Nachmittags am Waldrand in leichtem Nieselregen auf eine aufgeschlagene und teilweise verbrannte Kladde, die dort offenbar jemand vernichten hatte wollen. Ich bückte mich und las einen Satz, den ich natürlich nicht mehr wortwörtlich wiedergeben kann, der sinngemäß

aber lautete: »Ich finde es so süß von ihm, daß er mich nicht geküßt hat, obwohl er es gerne wollte, nur weil er wußte, daß ich nicht von ihm geküßt werden wollte.« Ich ließ das Tagebuch, als das sich die Kladde erwies, liegen, da das angekockelte Ding naß und schmutzig war. Erst geraume Zeit später, abends vor dem Einschlafen, wurde mir plötzlich klar, daß ich genau der Sorte »Material« begegnet war, mit dessen Hilfe ich mein Vorhaben weiter verfolgen könnte. Es muß hier nicht detailliert ausgebreitet werden, wieviel Wissen um andere Menschen und ihr psychisches Geschehen – gerade auch in Wechselwirkung zum eigenen Innenleben – in einem Satz wie dem angeführten dokumentiert ist, wie sehr er und eine große Zahl ähnlicher, vergleichbarer sich demnach dazu eignen würden, zentrale Linien einer Psychologie emotionaler Entwicklung zu zeichnen – zumal dann, wenn jeder Satz mit einer Altersangabe geradezu »signiert« ist, wie das im Tagebuch der Fall zu sein pflegt. (Das Tagebuch, dem ich den wiedergegebenen Satz verdanke, war übrigens bei meinem nächsten Besuch des Waldrandes nicht mehr aufzufinden.)

Nun hat die vorliegende Arbeit allerdings eine ganz andere thematische Zielsetzung; um die Entwicklung der Gefühle geht es allenfalls noch am Rande. Wie kam es zu den Änderungen? Auch der wissenschaftlich Tätige ist nicht davor gefeit, daß ein genauere Blick auf ein Phänomen die eine oder andere Erwartung korrigiert. Mit der Lektüre der ersten Tagebücher wurde mir klar, daß ich ein solches Phänomen – die kulturelle Objektivation »Tagebuch« – nicht nur in wichtigen Aspekten falsch eingeschätzt, sondern vor allem in Bandbreite und Komplexität deutlich unterschätzt hatte (im zweiten Kapitel wird das noch deutlicher werden, nicht zuletzt durch die knappen Hinweise auf einzelne Tagebücher dort). Es gibt durchaus weitere Tagebücher wie das am Waldrand gefundene (wenn man einmal von dem angeführten Satz auf einen ganzen Text hin »extrapoliert«), Tagebücher also, in denen vor allem das Innenleben des Diaristen und anderer wichtiger Personen Thema ist. Aber es gibt eben auch ganz andere, in denen dergleichen kaum eine Rolle spielt. Und auch diese verlangen nach einer explizit *psychologischen* Analyse, denn auch sie müssen wichtige psychische Funktionen für die Diaristen erfüllt haben – wie sich leicht behaupten läßt, wenn man an die Mühe denkt, die es bereitet, ein Tagebuch zu führen.

Eine weitere, nicht minder überraschende Erkenntnis stellte sich beim Studium der ohnehin eher schwächtigen, psychologischen Literatur zur Tagebuchforschung ein. Insgesamt überwiegt dort nämlich eine methodisch eher schlichte Herangehensweise, die sich mitunter mit der Aufbereitung der Themen begnügt, welche sich in den Tagebüchern Jugendlicher finden. Der

wohl einzige Versuch, Tagebücher *als kulturelles Phänomen* zum Gegenstand psychologischer Untersuchung zu machen, stammt aus der Anfangszeit psychologischer Tagebuchforschung und von Siegfried Bernfeld (1978, zuerst 1931). Er fand jedoch, soweit ich sehe, keine Nachahmer – was zwar häufig beklagt, aber nirgendwo geändert wird.¹ (Im ersten Kapitel wird das Bild der psychologischen Tagebuchforschung noch genauer nachgezeichnet werden.)

Die ursprünglich ins Auge gefaßten (Erkenntnis-) Ziele meiner Beschäftigung mit den Tagebüchern Jugendlicher traten aus diesen Gründen in den Hintergrund. (Sie sind allerdings noch keineswegs ganz aus dem Blick geraten.) Stattdessen drängten sich andere Arbeiten auf: Erstens ein Bild von der Breite und dem Variationsreichtum jugendlicher Tagebücher zu zeichnen, das in der Lage ist, eine allzu schlichte und glatte Vorstellung vom Gegenstand zu korrigieren, eine Vorstellung, wie ich selbst sie vor den ersten Lektüren hatte. Zweitens eine psychologische Untersuchung mit *kulturpsychologischem Fokus* anzustellen, um den häufig beklagten Mangel nicht nur ein weiteres Mal zu konstatieren, sondern ihm zumindest im Ansatz abzuhelpfen.

Das damit abgesteckte Feld ist womöglich zu groß, um von einem alleine und in nur einer Schrift so bearbeitet zu werden, daß nicht eine Vielzahl von Mängeln und Versäumnissen bleibt. Das Bild, von dem die Rede war, konnte hier nur durch die Feinanalyse lediglich zweier Tagebücher entfaltet werden, sowie durch den knappen Hinweis auf weitere, in entscheidenden Punkten differierende. Und die kulturpsychologischen Überlegungen – obwohl sie an Bernfeld nicht nur anschließen können, sondern sogar, zumindest glaube ich das, ein wenig über ihn hinausschreiten – sind noch längst nicht da angekommen, wo alle Fragen beantwortet sind, die das Phänomen Tagebuch stellt. Wie dem auch sei: Wenn der Leser nach der Lektüre der vorliegenden Schrift ein anderes – und ich hoffe natürlich, ein nicht nur reicheres, sondern auch zutreffenderes – Bild von den Tagebüchern Jugendlicher hat, dann hat diese Arbeit ihren Zweck erfüllt.

¹ Es wirft im übrigen ein bezeichnendes Licht auf den Wissenschaftsbetrieb (und die Wissenskulturr) selbst, daß zwei meiner Kollegen zwar den Charakter des Tagebuchs als historisch gewachsene, kulturspezifische (und damit natürlich auch sprachenspezifische) Objektivation menschlicher Praxis umstandslos mitvollzogen, im selben Atemzug jedoch kritisch anmerkten, daß sich in der vorliegenden Arbeit keine Verweise auf Tagebücher und ihre psychologische Analyse im angelsächsischen Raum finden. Das ist richtig, aber es finden sich auch keine Verweise auf brasilianische, chinesische, indische oder polynesische Tagebücher und ihre psychologische Untersuchung – kurz, es finden sich lediglich deutschsprachige Tagebücher Jugendlicher berücksichtigt. Das Thema könnte damit jedoch bereits so weiträumig umrissen sein, daß es wenig sinnvoll erscheint, es noch weiter auszudehnen.

1. Kleine Geschichte psychologischer Tagebuchforschung

1.1 Tagebuch und Psychologie

Die Verwendung von Tagebüchern zu Forschungszwecken spielt heute innerhalb der Psychologie kaum eine Rolle. Zudem ist der Terminus »Tagebuchforschung« mehrdeutig; mindestens drei Bedeutungen lassen sich unterscheiden, je nachdem, welche Rolle die Forschenden bei der Entstehung der »Tagebücher« haben: ob sie die Tagebücher selbst herstellen (a), ob diese von den »Beforschten« hergestellt werden, jedoch auf Anregung und unter Anleitung der Forschenden und somit als Teil einer wissenschaftlichen Praxis (b), oder ob die Tagebücher ganz unabhängig von einer solchen Praxis entstanden sind, aufgezeichnet von Menschen, die zum Zeitpunkt der Aufzeichnung noch gar nicht Gegenstand wissenschaftlicher Interessen waren (c). Im Fall (a) meint man mit »Tagebuchforschung« längsschnittliche Untersuchungen, die über einen kürzeren (einige Wochen oder Monate) oder längeren (mehrere Jahre) Zeitraum hinweg z. B. alltägliche, innerfamiliäre Interaktionen beobachten oder die sprachlichen Äußerungen von kleinen Kindern aufzeichnen und die Resultate *in Tagebuchform* protokollieren, also ein »Forschungstagebuch« führen. In der Regel sind das Untersuchungen mit sehr wenig untersuchten Personen, jedoch einer großen Zahl von Beobachtungen und Aufzeichnungen, etwa wenn Eltern so die Entwicklung ihrer Kinder untersuchen. Bedeutende entwicklungspsychologische Arbeiten in der Geschichte des Faches bedienten sich einer solchen Methode (vgl. Preyer 1882; Scupin & Scupin 1907, 1910; Stern & Stern 1907; Stern 1914; Katz & Katz 1928) – und vielleicht liegt es daran, daß dieses Verständnis von »Tagebuchforschung« in der Entwicklungspsychologie nach wie vor dominant scheint (vgl. etwa Hoppe-Graff 1998, S. 263 ff.; Deutsch 2001). Im Fall (b) werden unter »Tagebuchforschung« Arbeiten verstanden, die als »Datenquelle« Tagebücher verwenden, welche erst durch die Initiative der Forschenden und nicht allein aus eigenem Antrieb der »Beforschten« entstehen. Solche Tagebücher können mehr oder weniger standardisiert sein: Das Spektrum reicht hier von noch weitgehend offenen Aufzeichnungen, wie etwa Traum- oder Psychoanalysetagebücher (vgl. bspw. Leuzinger-Bohleber 1987),² über stärker auf ein bestimmtes Thema bezogene, wie Schlaf-, Eß- oder

² Diese Untersuchung wertet ein Analysetagebuch aus, das der Analysand der Autorin nach dem Ende der Therapie überlassen hatte. (Vgl. dazu auch Seiffge-Krenke, Scherbaum & Aengenheister 1997,

Aktivitätstagebücher, bis hin zu elaborierten und stark standardisierten wie etwa bestimmte Symptom- oder Schmerzstagebücher (vgl. die Auflistung bei Scholz 1990, S. 214 f.), z. B. das »Ulmer Schmerzstagebuch« (Hrabal, Kessler & Traue 1991; vgl. auch Seiffge-Krenke, Scherbaum & Aengenheister 1997, S. 40). Derartige Tagebücher werden beispielsweise in der Psychotherapieforschung bzw. der Therapieevaluation verwendet, sie können aber auch bereits wichtiger Bestandteil der therapeutischen Praxis sein. Lediglich im Fall (c) schließlich interessiert sich die Psychologie für »echte« Tagebücher, also für solche, die nicht erst in der einen oder anderen Weise innerhalb von Forschungskontexten entstehen, sondern Bestandteil einer Alltagspraxis sind.³ Zu einer so verstandenen »Tagebuchforschung« will die vorliegende Arbeit einen Beitrag liefern; dementsprechend beschränkt sich auch der historische Abriss (Kapitel 1) auf die Geschichte der psychologischen Untersuchung solcher Tagebücher.

Aber was kann an (in diesem Sinne »echten«) Tagebüchern überhaupt psychologisch interessant sein? Diese Tagebücher sind zum einen eine historisch gewachsene, literarische (oder quasi-literarische) Form, eingebettet in einen bestimmten kulturellen Kontext (und umgekehrt ein Ausdruck solcher Rahmungen), sie sind »Objektivierungen« menschlicher Praxis – und als solche auf vergleichbare Weise psychologisch von Interesse wie Kunst, Musik oder Religion. Aus einer solchen Perspektive würde etwa gefragt, warum überhaupt Tagebuch geführt (oder nicht geführt) wird – und eine solche Frage könnte im Vergleich zwischen Individuen wie zwischen Kulturen gestellt werden –, oder danach, welche Merkmale eines wie auch immer gearteten Subjektmodells mit welchen Merkmalen des Tagebuchs korrespondieren. Von Interesse wäre hier also das Tagebuch als Form, und eine entsprechende Psychologie wäre, wenn man so will, die *Psychologie des Tagebuchs*. Aber zum anderen handeln Tagebücher auch von individuellen Lebensverläufen; und schon aufgrund der Tatsache, daß sie über eine gewisse Zeit geführt werden, finden sich in ihnen Veränderungs- oder Entwicklungsprozesse dokumentiert. Hier würde vielleicht gefragt, wovon die Schreibenden berichten (von sich selbst,

S. 49 ff. Allerdings behandelt der zweite Band der Untersuchung Leuzinger-Bohlebers [1989] sein Thema nicht auf der Grundlage von Analysetagebüchern, sondern von Verbatimprotokollen [vgl. ebd., S. VII.] Vgl. außerdem zu eher belletristischen »Tagebüchern« einer Psychoanalyse die entsprechenden Hinweise von Seiffge-Krenke, Scherbaum und Aengenheister (1997, S. 51 ff.).

³ Für »Tagebuchstudien« im unter (a) skizzierten Sinne vgl. neben den erwähnten klassischen Arbeiten der Entwicklungspsychologie z. B. Schmid (2001), Deutsch (2001) und Wenglorz (2001), im unter (b) skizzierten Sinne z. B. Seemann (1997, S. 17 ff.), Seiffge-Krenke, Scherbaum und Aengenheister (1997, S. 38 ff.) sowie weitere Beiträge in Wilz und Brähler (1997).

von Mitmenschen, der Familie, der Schule, von Ausbildung oder Beruf, von Problemen, aktuellen Ereignissen, von Krankheit usw.), und danach, wie sie das tun, d. h. danach, was sich in diesen Berichten von ihrem Denken, ihrem Fühlen und ihrem Handeln spiegelt. Von Interesse wären hier die Inhalte der Tagebücher, und zwar für eine *Psychologie der Tagebuchschreibenden*, der »Tagebüchler«, um hier eine Bezeichnung Kläubers aufzugreifen (vgl. Bernfeld 1978, S. 7). Damit soll natürlich keineswegs suggeriert werden, daß diese Unterscheidung zweier Perspektiven – ein psychologisches Interesse an der Form und eines am Inhalt von Tagebüchern – in jedem Fall trennscharf ist, und schon gar nicht, daß sich beide Analyseperspektiven gegenseitig ausschließen.⁴ Dennoch scheint eine solche Unterscheidung durchaus hilfreich zur Orientierung – jedenfalls lassen sich bereits in den frühesten relevanten Arbeiten Vertreter der einen wie der anderen Perspektive ausmachen, die im folgenden knapp skizziert werden sollen (Kapitel 1.3 und 1.4). Mit diesen Hinweisen auf die so unterschiedlichen Arbeiten von Siegfried Bernfeld und Charlotte Bühler, den »Pionieren« psychologischer Tagebuchforschung, wird zugleich ein Raum eröffnet, in dem sich entsprechende Arbeiten bis in die Gegenwart hinein verorten lassen. Im Anschluß (Kapitel 1.5) werden daher die »tagebuchpsychologischen« Arbeiten seit den Zeiten Bernfelds und Bühlers angesprochen, die natürlich nicht zufällig in aller Regel in entwicklungspsychologischen Kontexten stehen – die Gründe hierfür sind nicht allein in der für die verschiedenen Teildisziplinen der Psychologie je spezifischen historischen Entwicklung zu sehen, die für die Entwicklungspsychologie Wurzeln (und Nährböden) bereitstellt, für andere Disziplinen dagegen kaum, sondern auch in der längsschnittlichen Perspektive, die den über eine Zeitspanne hinweg geführten Tagebüchern inhärent ist und die sie für entwicklungspsychologische Fragestellungen besonders interessant macht.

Doch zunächst – und noch ehe wir uns wie skizziert der Tagebuchanalyse zuwenden – soll

⁴ In den Fallstudien des dritten Kapitels hoffe ich nicht zuletzt, im Detail zeigen zu können, daß sich beide Analyserichtungen gleichermaßen verfolgen lassen, mehr noch, daß jedes der Vorhaben davon profitiert, wenn auch das jeweils andere vorangetrieben wird. Gemeint ist also, daß die Analyse des Inhalts von Tagebüchern gewinnt, wenn sie sensibel gegenüber strukturellen Merkmalen des Textes und deren Veränderung ist, und daß sich umgekehrt die Analyse struktureller Charakteristika forcieren läßt, wenn auch auf den Inhalt der Tagebucheintragungen rekurriert wird. Das entspricht – auf dem Gebiet der Tagebuchanalyse – einer These, die ich für die Analyse von Erzähltexten formuliert und fruchtbar zu machen versucht habe (Kochinka 2001). Inhaltliche und strukturelle Analyse lassen sich auch bei der Analyse von Tagebucheinträgen wechselseitig nutzbar machen: Das bedeutet nicht, die Unterschiede zwischen beiden einzuebnen, sondern – begrifflich sensibel und in behutsamem Respekt vor kategorialen Grenzen – die eine in den Dienst der jeweils anderen zu stellen.

in einem ersten Abschnitt der Frage nachgegangen werden, was ein Tagebuch eigentlich ist und was es von anderen schriftlichen Produktionen unterscheidet.

1.2 Was ist ein Tagebuch?

Bis in die Gegenwart hinein hat die Literaturwissenschaft Probleme mit der genauen und alle Varianten umfassenden Bestimmung dessen, was die Tagebuchform auszeichnet (vgl. Schönborn 1999, S. 27 ff.). Unumstritten scheint einzig das Merkmal des in der Regel täglichen, zumindest aber regelmäßigen und jedenfalls »ereignisnahen« Aufschriebes zu sein (vgl. Boerner 1969, S. 11 ff., 33 f.; Vogelsang 1985, S. 185f.). Die Niederschriften sind voneinander getrennt und bleiben durch ihr schichtweises Anwachsen grundsätzlich zur nächsten Eintragung hin offen. Die ausgewählten Ereignisse, also die jeweiligen Inhalte des Tagebuchs, sind demzufolge nicht in eine spezifische übergeordnete Struktur eingebettet und eingepaßt – ein entscheidender Unterschied zur (retrospektiv entstandenen) Autobiographie und zu jeder Form der Erzählung, wo eine sinnhafte Gesamtgestalt vorliegt, die danach befragt werden kann, von welchem Standpunkt (und mit welchen Interessen) sie gebildet wird.⁵

Was die thematische Auswahl angeht, ist der Diarist jedoch nicht weniger frei als der Erzählende: So stehen etwa in den Tagebüchern Heranwachsender nicht unbedingt die eigene Person oder die Beziehungen zu den Mitmenschen – etwa Gleichaltrigen oder den Eltern – im Mittelpunkt, wie nach landläufiger Vorstellung vermutet werden könnte. Kriegs- oder Reisetagebücher fokussieren demgegenüber schon der Bezeichnung nach auf ein bestimmtes Thema; mir liegt sogar ein »Klassentagebuch« vor, das vom ersten bis zum letzten Schultag eines Schuljahres geführt wurde und folgerichtig keine Eintragungen von schulfreien Tagen enthält.⁶

Die Tagebuchform hat in der literaturwissenschaftlichen Betrachtung Berührungspunkte zu

⁵ Vgl. etwa die Beiträge in Straub (1998); zu unterschiedlichen Fragestellungen einer »narrativen« Psychologie Echterhoff und Straub (2003, 2004), Billmann-Mahecha (2003).

⁶ Hierbei handelt es sich um die Dokumente 895, 1 bis 895, 7 des Deutschen Tagebucharchivs e. V. in Emmendingen (= DTA 895, 1 - 895, 7). Behandelt wird dort das Geschehen im Klassenzimmer, aber auch mit der Klasse zusammenhängende Ereignisse (Klassenfahrt, Elternversammlung u. ä.) – nichts sonst, aber dies so detailliert, daß sogar die Ausstattung der neu bezogenen Physik- oder Chemieräume beschrieben wird.

den Formen der Chronik, des Briefes und der Autobiographie (vgl. Boerner 1969, S. 12 f.). Die *Chronik* wird jedoch in der Regel aus Anlaß besonderer Vorkommnisse geführt und damit weniger regelmäßig als das Tagebuch, das sich auch dem Unscheinbaren, ganz Gewöhnlichen widmet. Die Verwandtschaft zum *Brief* zeigt sich nicht zuletzt darin, daß eine Reihe von Tagebüchern in Briefform verfaßt ist. Während sich Briefe jedoch ganz unmittelbar an einen Empfänger richten, ist das Gegenüber des Tagebuchs viel vermittelter – ein Tagebuch in Briefform kann sich auch an einen imaginierten Adressaten richten, oder sogar an das Tagebuch selbst (»Liebes Tagebuch ...«). Die *Autobiographie* schließlich wird – wie bereits angedeutet und im Unterschied zum Tagebuch – aus einer gewissen Distanz zu den Ereignissen verfaßt; sie gewinnt daher eine übergeordnete, sinnhafte Gestalt, sie folgt den Gesetzen der Erzählung.

Verschiedentlich wurden Versuche unternommen, die unterschiedlichen Formen des Tagebuchs zu systematisieren: So unterscheidet Leleu (1952) beispielsweise »historische Tagebücher«, die vor allem »acta« enthalten; »dokumentarische Tagebücher«, in denen der Schreiber »cogitata« notiert; schließlich »persönliche Tagebücher«, in denen »sentita« niedergelegt sind« (zit. n. Boerner 1969, S. 14), und Just (1966, S. 27) differenziert Tagebücher als Orte »des Bekennens« von solchen »des Verbuchens«, je nachdem, ob der Diarist, der seine Auseinandersetzung mit der Welt dokumentiert, dabei eher auf sich selbst oder auf diese fokussiert. Diesen und ähnlichen Versuchen, meist schon von ihren Urhebern nur mit Zurückhaltung unterbreitet, blieb die allgemeine Anerkennung jedoch versagt. Einig ist man sich hingegen in der Feststellung,⁷ daß es keinerlei strukturelle oder sonstige Merkmale gibt, die eine trennscharfe Abgrenzung von »privaten« und »literarischen« Tagebüchern gestatten würden, also eine Unterscheidung von nur (oder zunächst einmal nur) für den Verfasser selbst notierten einerseits und andererseits literarischen, von Anfang an mit Publikationsabsicht niedergelegten oder zumindest als Stoffsammlung dienenden Tagebüchern – auch wenn für die Literaturwissenschaft verständlicherweise die letzteren von besonderem Interesse sind.

Historisch entwickelt hat sich das Tagebuch – sieht man von antiken Vorformen ohne großen Einfluß auf die Anfänge der Formentwicklung ab⁸ – vor allem seit dem Ausgang des

⁷ Vgl. z. B. Schönborn (1999, S. 29), Just (1966, S. 26), Vogelsang (1985, S. 185).

⁸ Unstrittig ist, daß es sich bei diesen (antiken) Vorläufern – z. B. Marc Aurels »Selbstbetrachtungen« oder später Augustinus' »Bekennnissen« – noch um Vorformen handelt (vgl. Just 1966, S. 27; Wuthenow 1990, S. 2 f., 49 ff.); uneinig ist man sich dagegen in der Frage, wann die Entwicklung des Tagebuchs im engeren Sinne denn dann einsetzt. Abweichend von der hier entwickelten Skizze kann man deren Beginn auch erst im 18. Jahrhundert und dem sich entfaltenden

Mittelalters und dem Beginn der Neuzeit, und zwar zunächst aus städtischen Chroniken,⁹ aus Haushalts- und Geschäftsbüchern, in denen neben Abrechnungen bald auch private und öffentliche Angelegenheiten Platz fanden, und aus den Arbeits- oder »Laborbüchern«, in denen Gelehrte wie Astronomen und Mathematiker ihre tägliche Arbeit dokumentierten (vgl. Boerner 1969, S. 37 ff.; Bernfeld 1978, S. 108 ff.; Beispiele in dem materialreichen Buch von Hocke 1986). Das zunehmende Interesse an fremden Ländern und die damit verbundene steigende Wertschätzung des Reisens führte vermehrt zu Reisetagebüchern, die das Gesehene und Erlebte bewahren sollten.¹⁰ Im 18. Jahrhundert nimmt die Zahl der Tagebücher zu; dazu tragen auch äußere Gründe bei – etwa die sich verbreitende Schreibfertigkeit selbst oder, in der zweiten Hälfte, der Ausbau des Postkutschenverkehrs für das Segment der Reisetagebücher –, vor allem aber die wachsende Aufmerksamkeit gegenüber inneren Zuständen, eine »Tendenz zum Subjektivismus« (Boerner 1969, S. 42), die sich in verschiedenen religiösen Entwicklungen ebenso zeigt wie in solchen der frühen Aufklärung. Im deutschen Pietismus wird die kontinuierliche Erforschung des eigenen Gewissens zur Aufgabe und Pflicht, und kaum ein Instrument scheint diesem Zweck besser zu dienen als ein regelmäßig geführtes Tagebuch.¹¹ Ohne direkten religiösen Bezug, aber mit dem Impetus moralischer Erziehung entstehen Tagebücher, die kaum anders denn als umfängliche Tugend- oder Sündenregister zu verstehen sind.¹² In der »Empfindsamkeitsbewegung« schließlich rücken neben religiösen und moralischen Erwägungen auch die eigenen Gefühle in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit, und

Subjektivismus erblicken; Haushaltungs- und Geschäftsbücher der frühen Neuzeit erscheinen dann nicht weniger als Vorformen denn die antiken Zeugnisse.

⁹ Etwa den »Historia Wratislaviensis« (1463-1472), den »Hildesheimer Geschichten« (1471-1528) oder den venezianischen Diarii (1496-1533) (vgl. Boerner 1969, S. 40).

¹⁰ Bspw. die Aufzeichnungen Dürers über seine niederländische Reise, des Chirurgen Felix Platter über Reisen in Frankreich zwischen 1552 und 1557 und Montaignes über seine Reisen in Deutschland und Italien (1580-1581) (vgl. auch Boerner 1969, S. 41).

¹¹ Spätestens hier dürfte auch eine (Selbst-) Verpflichtung ihren historischen Ursprung haben, deren Nachwirkung bis in die Gegenwart hinein feststellbar ist: Werden mir unregelmäßig geführte Tagebücher überlassen, solche mit »Lücken« oder vielfach begonnene und abgebrochene, so geschieht das in den seltensten Fällen ohne eine entschuldigende Bemerkung, die explizit die eigene Disziplinlosigkeit, Faulheit, Schlampigkeit o.ä. bedauert. Warum denn eigentlich? Zu den Ansprüchen, die das Tagebuch (noch heute) seinen Verfassern stellt, gehört zentral die Regelmäßigkeit des Aufschriebes. Weil das Tagebuch nicht alleine das Bemerkenswerte, sondern das Alltägliche des gewählten thematischen Bereiches behandelt, bringt auch jeder Tag etwas zu Fixierendes.

¹² Z. B. von Benjamin Franklin oder Albrecht von Haller (vgl. Boerner 1969, S. 43).

die Diaristen entwickeln »die psychologische Beschreibung zu einer bis dahin nicht gekannten Verfeinerung« (Boerner 1969, S. 43).¹³ Mit Beginn des 19. Jahrhunderts steigert sich das Interesse am eigenen Innenleben – zunächst in Frankreich und in den daher sogenannten »Journaux intimes« – so weit, daß die Verfasser durch ihr Tagebuch und die nicht endende Introspektion »in eine selbstquälerische Askese« geraten können, in Lähmung verfallen oder gar »eine Art von Selbstmord« begehen – oder aber umgekehrt das Tagebuch als Schutz vor Wahnsinn und Selbstmord begreifen, es erklärtermaßen führen, um überhaupt weiterleben zu können (vgl. Boerner 1969, S. 48 f.; Just 1966, S. 33). Während sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Tagebuchform auch in der Literatur ausbreitet, kommt es umgekehrt zu einer sukzessiven »Veröffentlichung« der ehemals »intimen« Journale, weil deren Verfasser immer häufiger – teils erklärtermaßen, teils stillschweigend – schon bei der Niederschrift von der späteren (teilweise posthumen) Publikation ausgehen. Diese Bewegungen – Eindringen der Tagebuchform in die Literatur und Popularisierung des Tagebuchs – setzen sich im 20. Jahrhundert fort, so daß Boerner (1969, S. 53) mit Blick auf die Zahl entsprechender Veröffentlichungen von einer »Hausse des Tagebuchs« spricht. Derartige Tagebücher wenden sich an ihre Leser und wollen Reise- und »Kriegserlebnisse, politische Erfahrungen, [...] vielfach aber auch psychologische und soziologische Beobachtungen an die Öffentlichkeit« weitergeben (ebd.). Nach wie vor werden aber auch Tagebücher (scheinbar) »für sich selbst« geschrieben, z. B. als »Adoleszenten-Tagebücher«, in denen »Konflikte mit den Eltern, religiöse und philosophische Probleme, Gedanken über das allgemeine Zeitgeschehen und immer wieder Selbstanklagen, Selbstbelobigungen, endlose Gefühlsergüsse« (Boerner 1969, S. 53) verzeichnet sind, und für die sich die Psychologie, aber auch andere Wissenschaften, zu interessieren beginnen.¹⁴

Das Tagebuch als Form ist also ein historisch gewachsenes und kulturell auf spezifische Weise geprägtes Phänomen. Das bedeutet allerdings nicht, daß es eine ausschließlich

¹³ Beispiele hierfür sind die Tagebücher Lavaters, Lichtenbergs, Herders und Goethes. Neben Tagebüchern finden sich auch andere Zeugnisse dafür, daß das Innenleben des Menschen zunehmend ein Gegenstand des Interesses wird. Ein bekanntes (und psychologierelevantes) Beispiel ist das von Karl Philipp Moritz von 1783 bis 1793 in 10 Bänden herausgegebene »Magazin für Erfahrungsseelenkunde«, das im übrigen auch Tagebuchauszüge enthält (z. B. Moritz 1789, S. 209 ff.; 1793, S. 54 ff.).

¹⁴ Die unten näher behandelten Kommentierungen und Herausgaben von Charlotte Bühler sind dafür Beispiele; ein weiteres, allerdings vermutlich nicht authentisches (vgl. hierzu auch unten, S. 20) für den angesprochenen Zeitraum stellt Hug-Hellmuth (1919) dar.

europäische Erscheinung ist. »Daß diese Art von Literatur sozusagen auf Europa beschränkt sei, ist [...] eine Legende; daß sie in anderen außereuropäischen Kulturen einen anderen Ausdruck, eine andere Bedeutung, eine andere Funktion erhält, ist eine Selbstverständlichkeit« (Wuthenow 1990, S. 26).¹⁵ Und wer sich die hiermit knapp skizzierte Geschichte des Tagebuchs seit der frühen Neuzeit vor Augen hält, der wird auch im Hinblick auf neuere Entwicklungen – wie das mehr oder minder kollektive Führen von Tagebüchern, die sozusagen in »Echtzeit« im Internet veröffentlicht, wechselseitig kommentiert und sogar im Hinblick auf ihre Interessantheit »benotet« werden¹⁶ – nicht das Verschwinden einer Form beklagen, sondern eine weitere ihrer Varianten begrüßen. Denn natürlich rechtfertigt nichts, das moderne Tagebuch des 20. Jahrhunderts als Blüte und folgerichtigen Höhepunkt einer Entwicklung aufzufassen, die keineswegs beendet ist.

1.3 Tagebuchanalysen I: Das Tagebuch als Form (Siegfried Bernfeld)

Eben die Form des Tagebuchs (und ihre Entwicklung) war es, für die sich Siegfried Bernfeld aus entwicklungspsychologischer Perspektive interessierte – für Fragen also wie die folgenden: Welche (psychischen) Funktionen erfüllt die Tagebuchform für die jugendlichen Verfasser? Auf welche Weise erhalten die Tagebücher überhaupt Kenntnis von dieser Form, wie und warum übernehmen und variieren sie sie?

Siegfried Bernfeld wird am 7. Mai 1892 im galizischen Lemberg als erstes von drei Kindern eines jüdischen Großhändlers und seiner Frau geboren.¹⁷ Er wächst in Wien auf, wo er auch – von einem Semester 1914 in Freiburg abgesehen – studiert, vor allem Pädagogik, daneben Philosophie, Psychologie und Soziologie. Im Jahr 1915 promoviert er mit einer Schrift »Über den Begriff der Jugend« (Bernfeld 1991). Schon in seinen Studienzeiten beschäftigt er sich mit den Ideen der Reformpädagogik, nimmt aber auch engagiert Anteil an der Diskussion und

¹⁵ Vgl. etwa zur japanischen Tagebuchliteratur ab dem 10. Jahrhundert Wuthenow (1990, S. 26 ff.), für ein Beispiel aus dem 20. Jahrhundert ebd. (S. 118 ff.).

¹⁶ Beispiele sind etwa unter folgenden Adressen zu finden: www.onlinetagebuch.de, www.mytagebuch.de oder www.tagebuch-club.de (alle »online« am 14.7.2004).

¹⁷ Vgl. zur Biographie und zum Wirken Bernfelds die Beiträge in Hörster und Müller (1992) sowie Fallend und Reichmayr (1992) und Lohmann (2001); eine von Ulrich Herrmann und Christoph von Bühler zusammengestellte Bibliographie findet sich in Fallend und Reichmayr (1992, S. 328 ff.).

Verbreitung der sozialistischen Ideen seiner Zeit. Unter dem Eindruck des mit dem Ersten Weltkrieg zunehmenden Antisemitismus schließt sich Bernfeld der zionistischen Bewegung an, gründet ein Kinderheim für jüdische Kriegswaisen, das »Jüdische Institut für Jugendforschung und Erziehung«, lernt in Heidelberg Martin Buber kennen und wird zum »programmatischen Theoretiker der Kibbuz-Erziehung« (Lohmann 2001, S. 53). Ab 1921 beschäftigt er sich verstärkt mit der Psychoanalyse, veröffentlicht Sammelbände, die aus seiner praktisch-pädagogischen Arbeit herrühren (Bernfeld 1922a, 1924), und 1925 sein wohl bekanntestes Buch, »Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung« (Bernfeld 1973). Darin charakterisiert Bernfeld die Pädagogik als empiriefrei und ideologisch – also in hohem Maße unwissenschaftlich. Insbesondere wirft er ihr eine vollkommene (und nachgerade institutionalisierte) Blindheit gegenüber den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vor, die für die Erziehung nicht weniger von Bedeutung seien als beispielsweise das Können von Lehrern oder Erziehern. Nicht allein die pädagogische Interaktion habe demnach im Zentrum pädagogischer Untersuchungen und Erwägungen zu stehen, mindestens ebenso wichtig seien Fragen nach den (geäußerten und verborgenen) Aufgaben der Erziehung in einer (bestimmten) Gesellschaft, nach der gesellschaftlichen Konstitution und Bedingtheit der Organisationen und Strukturen der Erziehung sowie nach dem Eingelassensein dieser Strukturen in gesellschaftliche Kontexte, das diese zur Folge haben. Denn weniger das Potential der zu Erziehenden bestimmt Verlauf und Resultat der Erziehung, als vielmehr – wie Bernfeld in sozialistischer Perspektive und mit psychoanalytischem Handwerkszeug darlegt – die Interessen der herrschenden Klasse, welche die Ausgestaltung der Gesellschaft und damit den Prozeß der Erziehung determinieren. Im Jahr 1934 emigriert Bernfeld mit seiner Familie (über Frankreich) in die USA, wo er in San Francisco als Lehranalytiker tätig ist und beim Aufbau der psychoanalytischen Vereinigung mitwirkt. Mit seiner dritten Frau, Suzanne Cassirer Bernfeld, arbeitet er zur Biographie und Theorie Sigmund Freuds (Bernfeld & Cassirer Bernfeld 1981). Bernfeld stirbt am 2. April 1953 im Alter von 60 Jahren.

Über lange Jahrzehnte werden Bernfelds Schriften kaum rezipiert; seine Vertreibung aus Europa als Jude, Sozialist und Psychoanalytiker mag dabei auch noch zu Zeiten der Rekonstitution des Wissenschaftsbetriebes nach dem 2. Weltkrieg eine Rolle gespielt haben (vgl. Zinnecker 1978, S. VII) – doch sicherlich trägt die Radikalität von Thesen, wie sie etwa im »Sisyphos« formuliert werden, nicht weniger dazu bei; von Thesen, die, ernstgenommen, das Selbstverständnis der Pädagogik nachhaltig erschüttern und ihren Rang als etablierte

Wissenschaft existentiell gefährden mußten (und nach wie vor müssen). Ganz wie diese Thesen es vermuten lassen, wird Bernfeld zu Zeiten der Studentenbewegung so kritiklos gefeiert, wie er zuvor schweigend beiseite gelassen worden war, und erst in den letzten Jahrzehnten wird seine Bedeutung zunehmend realistisch sichtbar.

Sein Hauptwerk zur empirischen Jugendforschung, seine Tagebuchstudie, erscheint 1931 unter dem Titel »Trieb und Tradition im Jugendalter. Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern«. Auf der Grundlage von zwei Dutzend gesammelten Tagebüchern Jugendlicher sowie unter Rückgriff auf weitere, bereits veröffentlichte, verfolgt Bernfeld Fragen wie die folgenden: »Was veranlaßt den heutigen Jugendlichen, das heutige Kind, den literarischen Brauch ›Tagebuch‹ für sich anzunehmen; wie weit gleicht es seine Tagebuchaufschriebe einer Norm an; was veranlaßt diese Formübernahme; was bedeutet ihm die Form und ihre Übernahme psychisch« (Bernfeld 1978, S. 3)? Dazu werden zunächst zentrale »Formmomente« des Tagebuchs erläutert: Ein Tagebuch besteht demnach aus einer Fülle von aktuellen (ereignisnahen) Aufschrieben, die *gesammelt* und (im Regelfall chronologisch) angeordnet werden. Eine solche Sammlung einzelner Aufschriebe wird mit einem bestimmten *Vorsatz* unternommen, der explizit ausgesprochen oder implizit sein kann, und sie wird in ihrer Gestalt an die *Norm »Tagebuch«* angeglichen. Diese Angleichung an eine Norm (oder Übernahme einer Tradition) zeigt sich (wie bereits der Vorsatz der Sammlung) in so manchem konventionellen Detail des Tagebuchs: in Motti und Widmungen, in der Titelgebung, in mehr oder minder feierlichen Eröffnungen oder auch Abschlüssen des Tagebuchs, nicht zuletzt in seiner Gestaltung selbst, in (mitunter selbstgebastelten) Umschlägen, der Seitengestaltung usw. usf. Wovon die Aufschriebe handeln, was also ins Tagebuch gehört und was nicht, kann der Diarist fast vollständig frei entscheiden – entsprechend unterschiedlich sind Tagebücher denn auch (vgl. auch Bernfeld 1978, S. 10 ff.): Sie handeln von Freunden, Cliques, der Familie, von Schwärmereien und ersten erotischen Erlebnissen, von besuchten Theater- oder Kinovorstellungen und der Auseinandersetzung mit dem Gesehenen (vielleicht werden in diesem Falle Eintrittskarten oder Programme beigelegt), von Reiseerlebnissen, vom Alltag einer Familie oder vom Alltag einer Schulklasse.

Durch eine derartige (kultur-) psychologische Charakterisierung des Tagebuchs eröffnet sich der Blick auf Phänomene, die die literaturwissenschaftliche Betrachtung zu übersehen droht: zum einen auf von Bernfeld (1978, S. 14 ff.) so genannte »Eigenformen« des Tagebuchs, also eigenständige Tagebuchvarianten, die Kinder oder Jugendliche für sich entdecken und

erschaffen, zum anderen auf solche kulturelle Praktiken und Objektivationen, die der Tagebuchform verwandt sind, aus denen sich das Führen eines Tagebuchs entwickeln kann, und die sich nicht in jedem Fall sauber von der Tagebuchform abgrenzen lassen.

Als Beispiel für eine solche Eigenform erwähnt Bernfeld (1978, S. 15) u. a. das Tagebuch der Emmy R., das diese vom »10. bis zum 11½. Jahre« führte, das »Tagebuch ./ (>Tagebuch Punkt, Strich<). Sie und ihre 5 Schulfreundinnen, die ein Klassenkränzchen bildeten, führten je ein Heftchen, das neben dem Datum Punkte und Striche in verschiedener Zahl, sonst keinerlei Eintragungen enthielt. In den Unterrichtspausen zeigten die Freundinnen einander die >Tagebücher ./< und >verglichene die Eintragungen neidisch<. Die Klasse wurde aufmerksam, konnte aber trotz heißester Neugier hinter das Geheimnis dieses Tagebuches nicht gelangen. 1½ Jahre hüteten es die Freundinnen, bis die Lehrer von den Neugierigen gedrängt das Geständnis erzwangen: Die Tagebücher verzeichneten genauestens wie oft die Besitzerinnen täglich ihr kleines (.) und ihr großes (/) Bedürfnis befriedigt hatten. Natürlich war diese Aufdeckung das Ende des >Tagebuchs ./<. Seinen Ursprung hatte es von der Tatsache genommen, daß eines der Schulkinder (nicht aus dem Kränzchenkreis) erzählt hatte, daß es wegen hartnäckiger Obstipation vom Arzt zur Notierung des Stuhlganges angehalten worden war«.

Die angesprochenen verwandten Formen, die Bernfeld näher behandelt, sind (kindliche) Sammlungen – insbesondere von Objekten, die ihres Symbolwertes wegen gesammelt werden, beispielsweise Andenken –, autobiographische Aufschriebe, Briefe und Sünden- oder Tugendregister sowie andere Bilanzen.¹⁸ Im Detail können Bernfelds Überlegungen zu diesen verwandten Formen, denen er je eigene Kapitel seiner Schrift widmet (Kap. 3 bis Kap. 6) hier nicht wiedergegeben werden, einige Bemerkungen erscheinen jedoch angebracht. Andenken als

¹⁸ Nicht von ungefähr erinnern einige dieser Bestimmungsstücke natürlich an literarische Formen, die in den Literaturwissenschaften als dem Tagebuch verwandt behandelt worden sind (Chronik, Autobiographie, Brief; vgl. oben). Gleichwohl ist keineswegs Identisches angesprochen: eine (kulturpsychologisch relevante) Sammlung sensu Bernfeld bspw. muß keineswegs, wie eine Chronik (oder ein Tagebuch) schriftlich (also sprachlich) vorliegen, sondern kann sich auch in einem Schuhkarton befinden und beim Schütteln poltern. Und ein (entwicklungspsychologisch interessantes) »Tugendregister«, das in den Kennzeichnungen besteht, die in einem Taschenkalender die onaniefreien Tage und solche, an denen onaniert wurde, markieren, würde die Literaturwissenschaften wohl ebenfalls (und zu Recht) nicht als ihrem Gegenstand zugehörig betrachten. (Bernfeld berichtet von ähnlichen Dokumenten; ob sich dergleichen noch heute finden läßt, ist eine empirisch zu klärende Frage. Zwar tauchen in den von mir gesammelten Tagebüchern vereinzelt auch Hinweise auf Selbstbefriedigung auf, zumindest bislang jedoch nicht mit Schuld, Selbstvorwürfen oder gar einem Unterlassungswunsch verknüpft, sondern eher ziemlich »unverkrampft«, wenn das Adjektiv in diesem Zusammenhang gestattet ist.)

ideell wertvolle Objekte differenziert Bernfeld weiter in solche, die auf ein geliebtes Objekt (im psychoanalytischen Sinne) verweisen (Fetische), und solche, die vorwiegend auf das eigene Ich bezogen sind und die er Reliquien nennt. Die Abgrenzung von Tagebuch und Autobiographie unterscheidet sich bei Bernfeld nicht von der einleitend skizzierten und auch gegenwärtig in den Literaturwissenschaften vorgenommenen, die die Aktualität des Tagebuchs der rückblickenden Komponiertheit der Autobiographie gegenüberstellt. Daß nun Andenken- (und insbesondere Reliquien-) Sammlungen, Autobiographien, Briefe und Bilanzen dem Tagebuch verwandte Formen darstellen, zeigt sich nicht zuletzt darin, daß sie nach wie vor ihre Spuren in Tagebüchern hinterlassen: So wurde mir ein (in Ergänzung zu geschriebenen Tagebüchern geführtes) »geklebtes« Tagebuch zur Verfügung gestellt,¹⁹ ein Konvolut, das kaum handschriftlichen Text, aber eine Unzahl kleiner Objekte und Gegenstände enthält: Photos und Postkarten, Restaurant-, Kneipen- und Hotelrechnungen, kleine Steine aus einem Stadtpark, ein Beinhaar, ein ungenutztes und verpacktes (aber mittlerweile über das Verfallsdatum hinaus gealtertes) Kondom usw. usf.; eine so reichhaltige Reliquiensammlung, daß das ursprüngliche Buch die Gestalt eines aufgeklappten Fächers erhalten hat. Die Grenze zur Autobiographie wird überschritten, wo immer sich im Tagebuch rückblickend-reflektierend und »ereignisenthoben« komponierte Fragmente finden; in Bernfelds Worten: »Die werbende oder selbstkritische Selbstauffassung wird zur Autobiographie, sowie sie als Erzählung dargestellt wird« (Bernfeld 1978, S. 38, im Orig. hervorgeh.). (Beispiele für derartige autobiographische Fragmente in Tagebüchern finden sich ebd., S. 30 ff.) Daß der Brief seine Spuren im Tagebuch hinterläßt (also die Briefform in der Form des Tagebuchs), offenbaren bereits äußere Merkmale des Tagebuchs. Nicht wenige sind in Briefform verfaßt oder bedienen sich wichtiger Momente der Briefform: Sie haben einen Adressaten, die Einträge sind datiert, häufig findet sich eine Anrede (bis hin zu »Liebes Tagebuch ...«), nicht selten sind die einzelnen Einträge unterschrieben. Schließlich finden auch Bilanzen ihren Weg ins Tagebuch, wie ein spätes Erbe einer der Wurzeln des Tagebuchs in den Geschäfts- und Haushaltbüchern; beispielsweise in Reisetagebüchern, in denen akribisch das jeweilige Wetter oder sogar die Qualität des vorangegangenen Nachtschlafes notiert wird,²⁰ oder die täglich zurückgelegte Strecke einer längeren Fahrradtour.

¹⁹ Sammlung Kochinka, Signatur 2, 4 (= SK 2, 4); vgl. Anhang 1, Abb. 1 und 2, S..

²⁰ Z. B. DTA 895, 9; 895, 10.

Zu den möglichen psychischen Funktionen, die das Tagebuch für den Tagebüchler erfüllen kann, gibt Bernfeld vielfältige, allerdings nicht eben systematisierte Hinweise, die hier nicht sämtlich rekapituliert werden können. An einem Beispiel soll zumindest sein grundsätzliches Vorgehen, gerade auch in methodischer Hinsicht, deutlicher werden: In Elsie's Tagebuch (das sich mit kleinen Kürzungen auch im Anhang findet, vgl. Bernfeld 1978, S. 147 ff.) finden sich »fast ausschließlich die Liebeserlebnisse eines 13–15jährigen Mädchens mit ihren Flirts, ›Kuß- und Knutschgenossen«. [...] Das gehäufte Aufzählen all ihrer ›Knutscherlebnisse‹ verbunden mit der schnoddrigen, blasierten und zynischen Ausdrucksweise ergeben das Bild des Tagebuchs einer ›Herumtreiberin‹, einer, die ›jeden Mann nimmt‹, die Männer serienweise ›besitzt‹« (Bernfeld 1978, S. 20) – und das, obwohl dem Autor gleichzeitig berichtet wird, »daß das Mädchen in Wirklichkeit einen sehr geordneten, zwar etwas ›schlimmen‹, aber keineswegs besorglich ›sittenlosen‹ Eindruck macht, daß sie keineswegs frech und ungehemmt, sondern ziemlich still, ja häufig genug schüchtern sich benimmt« (ebd.). Bernfeld interpretiert dieses Tagebuch als Ausdruck einer komplizierten und labilen psychischen Struktur, die Elsie »nicht, wie ihrem Alter gemäß wäre, die bloße Phantasiebefriedigung gestattet« (ebd., S. 23). Dennoch bleibt ihre Sexualität im wesentlichen unbefriedigt, denn »das genitale Ziel und das inzestuöse Objekt bleibt verdrängt; anstatt des verdrängten Ziels erscheint das ›wilde, leidenschaftliche Küssen‹ als abgeschwächtes, allein bewußtseinsfähiges Teilziel« (ebd.). »Die Sexualwünsche müssen verdrängt bleiben. Dem widersetzt sich Elsie's intensives Lustbegehren. Sie müssen also teilweise erfüllt werden. Die teilweise Erfüllung macht aber den Durchbruch des Verdrängten gefährlich nahe« (Bernfeld 1978, S. 24). Das Tagebuch steht im Dienste der Aufrechterhaltung dieses prekären Gleichgewichts: Die »teilweisen Erfüllungen werden davor gesichert, sowohl zu ganzen zu werden, als auch durch Verdrängung in Verlust zu geraten. Sie werden abgesondert stabilisiert, abgetrennt gesammelt. Die Sammlung der ›Küsse‹ sagt: ›Ja ich bin eine Sexualverbrecherin, aber ich bin ein unschuldiger Engel im Vergleich zu dem, was ich wäre, wenn ich nicht wenigstens diesen Katalog von ›Verbrechen‹ begangen hätte – da ich keinesfalls auf Lust ganz verzichten kann.« Das Tagebuch ist also Selbstdenunziation, aber zugleich auch Selbstfreispruch. Elsie sammelt in ihm ihre ich-gerechten Sexualerlebnisse, ihre ›glücklichen Stunden‹« (ebd.). Hier dient das Tagebuch – genauer das ihm innewohnende Formmoment der Sammlung und Bilanzierung – demnach der Stabilisierung eines nicht unproblematischen psychischen Zustandes. Andere psychische Funktionen, die Bernfeld anspricht, sind etwa das Bedürfnis nach Selbstauffassung und Selbstdarstellung (z. B. S. 35 f.), Prozesse der

Identifikation (z. B. S. 135 f.) – beides natürlich unschwer mit Vorgängen der Identitätsbildung in Zusammenhang zu bringen – oder »Folgsamkeitsmotive«, für die eine von außen herangetragene Erwartung bedeutsam ist, ein Tagebuch zu führen, darüber hinaus Schuldgefühle, wenn dieser Erwartung nicht entsprochen wird, und Absolution im umgekehrten Falle. An der Interpretation von Elsie's Tagebuch wird nicht nur Bernfelds grundsätzlich psychoanalytisch orientiertes Vorgehen deutlich, sie illustriert auch exemplarisch seine Zweifel am rein dokumentarischen Gehalt von Tagebüchern, also seine Skepsis gegenüber der faktischen Wahrheit all dessen, was sich im Tagebuch aufgezeichnet findet.²¹

Auch die zweite Hauptfrage, die sich Bernfeld in seiner Studie stellt, soll hier nur knapp angesprochen werden: die Frage nach der intergenerationellen Weitergabe der kulturell geprägten Form Tagebuch. Zumindest soviel sei angemerkt: Ohne konkrete psychische Funktionen, die das Tagebuch für das Individuum übernehmen und erfüllen kann, käme es, so Bernfeld (1978, z. B. S. 134), auch nicht zu einer Übernahme der Form und deren geschichtlicher Tradierung. *Wie genau* das Wissen um die Form Tagebuch weitergegeben wird, diese genuin kulturpsychologische Frage im Detail zu beantworten, dürfte ebenso schwierig sein, wie die akribische Untersuchung anderer Enkulturationsprozesse auch: Auf welche Weise wir also beispielsweise lernen, wie man sich auf einer Beerdigung verhält oder nicht verhält, und ähnliches mehr. Immerhin lenkt Bernfeld hier die Aufmerksamkeit auf etwas, das bei solchen Enkulturationsprozessen nicht immer ausreichend Beachtung findet, nämlich die materiale Grundlage des kulturellen Wissens um Tagebücher, das, wenn man so will, in diesen Objektivierungen geronnene Wissen. Es sind eben nicht nur historische oder literarische Vorbilder, es sind nicht nur Freundinnen und Freunde, die Tagebücher führen, es sind auch Kalender- und Fertigtagebücher, käuflich zu erwerben, deren vorgefertigte Datierung bspw. die Tagebuchnorm »täglicher Aufschrieb« vermittelt, deren Laschen und Schließen die Norm der Privatheit, ja Intimität transportiert usw.

²¹ Im skizzierten Fall hatte Bernfeld von einem Verwandten mitgeteilt bekommen, daß Elsie nicht dem Bild entsprach, das sie selbst in ihrem Tagebuch gezeichnet hatte; in anderen Fällen berichtet Bernfeld auch davon, daß er Tagebüchler aus Therapiesitzungen kannte. Ein solcher »zweiter Zugang« mag zwar hilfreich sein, ist aber sicherlich nicht zwingend erforderlich, um bei der Interpretation von Tagebüchern zurückhaltend mit der Unterstellung faktischer Wahrheit zu sein. Ein komplexes Gefüge psychischer Funktionen, wie im Falle Elsie's, läßt sich wohl auch dann entdecken und rekonstruieren, wenn keine weiteren Informationen über Autor oder Autorin bekannt sind. Es mag hinreichen, sich bei der Interpretation nicht mit einem ersten Eindruck zufrieden zu geben und auch unscheinbare Spuren zu verfolgen.

Mit der Untersuchung der psychischen Funktionen des Tagebuchs – seinen Funktionen im »Haushalt der Triebe« aus psychoanalytischer Sicht –, vor allem aber der Frage der Weitergabe der geschichtlich und kulturell geprägten Tagebuchform, also ihrer Tradition bzw. Tradierung, und Überlegungen zum Zusammenhang zwischen diesen Prozessen begründete Bernfeld eine »Psychologie des Tagebuchs«, die bis heute, wie Winterhager-Schmid (1997, S. 359) zu Recht bemerkt, nicht weitergeführt worden ist.

1.4 Tagebuchanalysen II: Der Inhalt des Tagebuchs (Charlotte Bühler)

Charlotte Malachowski wird am 20. Dezember 1893 als erstes Kind des Regierungsbaumeisters (und Architekten) Hermann Malachowski und seiner Frau Rose in Berlin-Charlottenburg geboren, fünf Jahre vor ihrem einzigen Bruder Walter.²² Obwohl sie aus einer vorwiegend jüdischen Familie stammt, wird sie im Zuge von Assimilationsbestrebungen protestantisch getauft und erzogen; schon als Schülerin interessiert sie sich für Fragen der (christlichen) Religion und Philosophie. Weil ihr nach eigener Aussage die »Gottesbeweise« im Konfirmationsunterricht nicht nachvollziehbar erscheinen – und sie das Gebot zu glauben und nicht zu denken unbefriedigt läßt – interessiert sie sich für die Grundlagen des menschlichen Denkens und erfindet als 17jährige ein Experiment, das rund zehn Jahre zuvor von Karl Bühler durchgeführten ähnelt. Nach orientierenden Semestern in Freiburg, Berlin und Kiel, in denen sie Vorlesungen in Philosophie, Theologie, Pädagogik und Medizin besucht (und 1914 das Lehrerinnenexamen in Kiel ablegt), studiert sie die damals noch junge Psychologie im Hauptfach, in Berlin und ab 1915 in München, von Carl Stumpf zu Oswald Külpe geschickt, der sich damals intensiv mit der Erforschung von Denkprozessen beschäftigte. Nach dem Tode Külpes am 30. Dezember 1915 kehrt dessen Assistent Karl Bühler von der Front zurück, und bereits am 4. April 1916 heiraten beide in Berlin. Eine Tochter kommt 1917 zur Welt, ein Sohn 1919. Nach Promotion und Habilitation (letztere über »Entdeckung und Erfindung in Literatur und Kunst«) übernimmt Charlotte Bühler 1920 eine Privatdozentur an der Technischen Hochschule Dresden, wo ihr Mann seit 1918 einen Lehrstuhl innehat. Im folgenden Jahr erhält

²² Vgl. zu ihrer Biographie und dem wissenschaftlichen Werdegang Bühler (1972), Schenk-Danzinger (1963), Hetzer (1982) und – wohlthuend distanzierter und entsprechend weniger unkritisch – Bürmann und Herwartz-Emden (1993). Zusammengenommen bilden diese (und weitere) Darstellungen eine instruktive Vignette für biographische Konstruktivität.

Karl Bühler einen Ruf nach Wien, wo er 1922 zu lesen beginnt, und wohin ihm im Jahr darauf Charlotte Bühler folgt, die dort 1929 außerordentliche Professorin wird. Es schließt sich eine ungeheuer produktive und (v. a. für die Kinder- und Jugendpsychologie) ertragreiche Phase an: Vortragsreisen in die meisten europäischen Länder (vgl. Bühler 1972, S. 27) und die USA, dann (1924/25) ein einjähriger Aufenthalt Charlotte Bühlers dort (in dem Einflüsse des Behaviorismus aufgenommen werden und zur Konzeption einer exakten Verhaltensbeobachtung führen [vgl. etwa die drei Beiträge in Bühler, Hetzer und Tudor-Hart 1927]).²³ Vor allem aber wird eine große Zahl kinder- und jugendpsychologischer Untersuchungen durchgeführt, die die Bühlers mit einer ganzen Reihe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern (etwa Hildegard Hetzer und Lotte Schenk-Danzinger, aber auch Liselotte Franke, Käthe Wolf, Paula Saßfeld und Karl Reiniger; vgl. Schenk-Danzinger 1963, S. 12) unternehmen und publizieren (vgl. Hetzer 1982 und die Bibliographien Charlotte Bühlers in Schenk-Danzinger & Thomae 1963, S. 19 ff. sowie bei Bürmann & Herwartz-Emden 1993, S. 222 ff.). Im März 1938, Charlotte Bühler befindet sich gerade in London, wird Karl Bühler nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich verhaftet. Erst im Herbst des Jahres gelingt es Charlotte Bühler, ihre Familie zu befreien, über Norwegen emigrieren sie in die USA. Während Charlotte Bühler dort nach einer Weile damit fortfahren kann, produktiv zu arbeiten und Anerkennung zu genießen – so beschäftigt sie sich nun mit der Psychoanalyse, was im Amerika der 40er und 50er Jahre des 20. Jahrhunderts unumgänglich scheint, offenbar anders als zuvor in Wien (vgl. Bühler 1972, S. 29 ff.), wendet sich allgemein der Psychotherapie zu und gründet 1962 gemeinsam mit Abraham Maslow, Carl Rogers und anderen die »Gesellschaft für humanistische Psychologie« –, gelingt es dem 15 Jahre älteren Karl Bühler bis zu seinem Tode 1963 nicht mehr in vergleichbarer Weise, Fuß zu fassen. Nach seinem Tode zieht Charlotte Bühler nach Stuttgart, in die Nähe ihres Sohnes, wo sie 1974 stirbt (vgl. Dörner & Lück 2000, S. 140; Bürmann & Herwartz-Emden 1993, S. 213).

Charlotte Bühler interessiert sich zeitlebens für die Untersuchung des menschlichen Lebenslaufs (Dörner & Lück 2000, S. 140), für, wie man auch sagen könnte – wie sie selbst (1972) es anklingen läßt und wie es Schenk-Danzinger (1963, S. 10), Bürmann und Herwartz-Emden (1993, S. 212) dann aussprechen –, den »Sinn« oder die »Erfüllung« des Lebens. Unter diesem Rubrum lassen sich all ihre Arbeiten bündeln – angefangen von den frühen

²³ Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß es nicht auch entscheidende Unterschiede zwischen den Bühlerschen und den behavioristischen Forschungsmethoden gab (vgl. etwa Hetzer 1982, S. 193).

Experimenten über Denkprozesse (1918), mit denen sozusagen die Voraussetzungen und Bedingungen jeder Orientierungsbemühung in der Welt geklärt werden sollen, über die kinder- und jugendpsychologischen Arbeiten der Wiener Zeit, die über die Kindheit und Jugend hinausgreifenden und auf die ganze Lebensspanne zielenden Arbeiten im Anschluß daran (z. B. Bühler 1933, Bühler & Massarik 1969) bis hin zu ihrem Engagement in der sich in den frühen sechziger Jahren konturierenden humanistischen Psychologie, die sie als heranwachsende dritte Kraft neben Behaviorismus und Psychoanalyse sieht.

Die Veröffentlichungen Charlotte Böhlers, die sich mit den Tagebüchern von Kindern und Jugendlichen beschäftigen, stammen vor allem aus den Jahren zwischen 1922 und 1934 (vgl. auch die Darstellung in Soff 1989, S. 13 f.). Im Jahr 1922 erscheint, zunächst (auch) erarbeitet an gerade einmal drei Tagebüchern, »Das Seelenleben des Jugendlichen« (Bühler 1922a). Die Verfasserin bittet dort um die Zusendung weiterer Tagebücher²⁴ und stützt die nächsten Auflagen, die in schneller Folge erscheinen, auf eine zunehmende Zahl von Dokumenten: In der zweiten Auflage (1923) »dann 14, dann 30, jetzt [in der vierten Auflage, A. K.] 52 Tagebücher« (Bühler 1927a, S. V) und in der fünften Auflage (1929) 72. Schließlich wächst das verfügbare Material auf rund 130 Tagebücher an, die später bei der Bombardierung der Wiener Universitätsbibliothek verlorengehen; eine dokumentarische Übersicht der (zum Erscheinungszeitpunkt 93 Exemplare umfassenden) Sammlung findet sich bei Bühler 1934 (S. 2 ff.). Insgesamt zehn dieser Tagebücher werden darüber hinaus als Quellen veröffentlicht, anonymisiert und teilweise gekürzt, ansonsten aber lediglich (und meist kurz) eingeleitet und nicht weiter bearbeitet: das erste ebenfalls bereits im Jahre 1922 u. d. T. »Tagebuch eines jungen Mädchens«. In der Einleitung verweist Bühler auf das 1919 von der Psychoanalytikerin Hug-Hellmuth herausgegebene »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens«, an dessen Authentizität – nachdem es zunächst von Seiten der Psychoanalyse als aufschlußreiche Quelle begrüßt worden war – bald Zweifel auftauchten (vgl. Krug 1926; Soff 1989, S. 15 f.). Aufgrund der Unterschiede zwischen diesem Tagebuch und den ihr vorliegenden (sowie sicher auch aufgrund einer insgesamt skeptischen Haltung gegenüber der Psychoanalyse) zweifelt auch Bühler an der Echtheit, und so liegt ihr daran, »der Öffentlichkeit zu jenem Bilde ein Gegenstück vorzulegen, das ich für gesünder und charakteristischer halte« (Bühler 1922b, S. III). Außerdem möchte sie

²⁴ Dies geschieht eher indirekt durch den Passus: »Es wäre nun allerdings sehr zu wünschen, daß diese Quellenkenntnis beträchtlich umfassender würde, und jedem Leser, der von sich oder Bekannten ein Tagebuch anonym zur Verfügung stellen könnte, wäre die Wissenschaft zu größtem Danke verpflichtet« (Bühler 1922a, S. VI).

mit dieser Veröffentlichung eines Tagebuchs (wie mit den noch folgenden) »dem besseren Verständnis unserer Jugend, der besseren Verständigung zwischen Zögling und Erzieher und damit der Fruchtbarkeit des Erziehungswerkes« dienen (ebd., S. IV). »Zwei Knabentagebücher« erscheinen im Jahr 1925 als Heft 3 der »Quellen und Studien zur Jugendkunde« (Bühler 1925), »Zwei Mädchentagebücher« 1927 als um ein Tagebuch erweiterte Neuauflage des »Tagebuchs eines jungen Mädchens« (Bühler 1927b bzw. 1922b). Zwei weitere Mädchentagebücher werden 1932 u. d. T. »Jugendtagebuch und Lebenslauf« als Heft 9 der genannten Reihe »unter einem neuen Gesichtspunkt veröffentlicht. Und zwar soll der Versuch gemacht werden, die Jugendentwicklung zweier Mädchen daraufhin kurz zu prüfen, ob und welche Tendenzen und charakteristischen Züge des späteren Lebens sie schon andeutet und vorwegnimmt oder in welcher Weise sich das spätere Leben dieser Mädchen etwa im Gegensatz zu ihrer Jugend entwickelt« (Bühler 1932, S. 1). Nochmals zwei Mädchen- und zwei Jungentagebücher finden sich schließlich 1934 im Heft 11 der Quellen und Studien zur Jugendkunde u. d. T. »Drei Generationen im Jugendtagebuch«, wo vor allem der »Wandel der Zeiten im Tagebuch« interessiert, also »das historisch Unterschiedliche mehrerer Generationen von Jugendlichen« (Bühler 1934, S. 1).

Durch einen Blick in die Details – ähnlich wie bei Bernfelds Analyse des Tagebuchs von »Elsie« – soll Bühlers Vorgehen bei der Auswertung der Tagebücher insgesamt etwas deutlicher werden. Sie selbst charakterisiert ihre Methode folgendermaßen: »Das Verfahren, mit dem dieses neuartige Material bearbeitet wurde, konnte von Auflage zu Auflage [des »Seelenlebens«, A. K.] verbessert werden. Gab das Material anfangs Gesichtspunkte, Anregungen, wurde es zunächst exemplifizierend ausgenutzt, so konnte mehr und mehr eine statistische Verarbeitung in Angriff genommen werden« (Bühler 1927a, S. V f.). Und kurz darauf, wenn weitere Methoden jugendpsychologischer Untersuchungen behandelt und vor allem Beobachtungsverfahren, weniger dagegen Experiment und Erhebung, als Ergänzung Eignung zugesprochen werden: »In Tagebuchanalyse samt Statistik und Verhaltensbeobachtung sehe ich vorläufig die zwei ergiebigsten Methoden der Jugendpsychologie« (ebd., S. VII). Eine statistische Verarbeitung der Daten, die vor allem für ein (nicht zustandekommenes) »Lehrbuch der Jugendpsychologie« geplant war, findet sich auch in späteren Auflagen des »Seelenlebens« (z. B. 1967) nur in Ansätzen (etwa als Angabe von Häufigkeiten). Bedeutender ist demnach die Frage nach den zuvor angesprochenen Möglichkeiten, den »Gesichtspunkten« und »Anregungen«, also nach der Rolle der Tagebuchpassagen für die entstehende Theorie des

Jugendalters und nach der Methode ihrer Analyse. Da diese Fragen nicht direkt behandelt werden, müssen wir ihre Antworten erschließen, indem wir Aufbau und Inhalt der Studie selbst betrachten:²⁵ Die Schrift besteht aus drei Kapiteln (sowie einer Einleitung und einem Abschnitt über die »Datengrundlage«, also die 52 Tagebücher). Im ersten Kapitel werden »Die seelische Pubertät und ihre biologischen Grundlagen« behandelt, im zweiten »Die seelischen Funktionen in den Entwicklungsjahren«, worunter die Entwicklung von Willen, Intellekt und Ich, das Sexual- und Gefühlsleben des Jugendlichen fallen, im dritten Kapitel wird schließlich »Der Jugendliche in seiner sozialen und kulturellen Umwelt«, also etwa die soziale Entwicklung (Liebe, Schwärmerei), religiöse Standpunkte, Berufswahl und Kunst- und Literaturverständnis des Jugendlichen angesprochen. Zunächst fällt auf, daß Bühler dazu keineswegs nur, vielleicht nicht einmal vorrangig die gesammelten Tagebücher verarbeitet. Vielfach werden andere psychologische Arbeiten der Zeit herangezogen, sogar solche, die sich mit literarischen Produktionen beschäftigen (z. B. Giese 1914; vgl. Bühler 1927a, S. 116, 169 f. et passim). Auch literarische Quellen, bspw. Textpassagen von Hermann Hesse, Strindberg oder Hölderlin, werden hinzugezogen (Bühler 1927a, z. B. S. 49 ff., 71). Werden Tagebuchauszüge wiedergegeben, dann meist in ähnlicher Weise die Darlegungen illustrierend wie diese literarischen Quellen. Betrachten wir etwa den Paragraphen 9 über das Gefühlsleben des Jugendlichen (ebd., S. 70-98): Im ersten Unterpunkt über die Sehnsucht (ebd., S. 70-87), die detailliert behandelt wird (als Sehnsucht des Pubertierenden und des Adoleszenten, in ihren Berührungspunkten zum Nichtverstandenen- und zum Einsamsein usw.), finden wir neben einer Reihe von Tagebuch-Passagen wiederum Hinweise auf literarische Texte. Im zweiten Abschnitt über Stimmungen (ebd., S. 87-93) folgt ein Verweis auf ein Tagebuch und ein knappes Zitat aus einem anderen (ebd., S. 89, 91), im dritten über das Erleben (ebd., S. 93-96) werden zwei Gedichte einer Siebzehnjährigen angeführt (ebd., S. 94 f.), im vierten und letzten Abschnitt über Sympathiegefühle schließlich (ebd., S. 96-98) findet sich gar keine Erwähnung eines Tagebuchs mehr. Wo Zitate wiedergegeben werden, sollen sie, wie angedeutet, vor allem veranschaulichen und illustrieren, interpretiert im engeren Wortsinn werden sie kaum. Nach dem exemplarischen Blick auf den Paragraphen über das Gefühlsleben des Jugendlichen darf man festhalten, daß die dort behandelten Punkte – also ihre Anzahl, ihre Gewichtung usw. – wohl kaum *vom Material her*, also *als Ergebnis* einer qualitativen Analyse von Tagebüchern gewonnen worden sind.

²⁵ Dabei lege ich hier die 4. Auflage (Bühler 1927a) zugrunde, die möglichst zeitig in die »Tagebuch-Periode« der Arbeiten Charlotte Bühlers fällt, sich dabei aber bereits auf 52 Tagebücher stützt.

(Man könnte bestenfalls von einem impliziten Einfluß dieses Datenmaterials bei der Theoriebildung sprechen.) Eine solche (explizite und) methodisch kontrollierte Theoriebildung *im Ausgang von den Daten* wird jedoch vielfach für ein wesentliches Charakteristikum qualitativer Analysen gehalten.²⁶

Vergleicht man Charlotte Böhlers »Pionierarbeit«²⁷ auf dem Feld der Tagebuchforschung

²⁶ Dies gilt m. E. auch für diejenigen Verfahren, die das nicht ohnehin bereits in ihrer Benennung deutlich machen, wie es etwa die Grounded Theory tut (vgl. Strauss 1994). Wer sich um eine klärende Abgrenzung von quantitativen und qualitativen Auswertungsverfahren bemüht, sollte nicht an etwaigen Unterschieden der jeweils herangezogenen Daten ansetzen – es gibt keine »quantitativen« oder »qualitativen« Daten, sondern nur für die eine oder andere Auswertung mehr oder minder geeignetes Ausgangsmaterial. Wichtiger dürfte die jeweilige Rolle dieses Datenmaterials für die Theoriebildung sein: Gibt es, als Bestandteil der Forschungspraxis, *methodisch kontrollierte Wege*, auf denen das Datenmaterial Einfluß auf eine *während und durch die Arbeit* zu formulierende Theorie nehmen kann? Oder ist ein solcher Einfluß entweder per definitionem ausgeschlossen (wenn aus einer vorliegenden Theorie deduzierte Hypothesen geprüft werden) oder nur implizit und im Verborgenen wirksam (wenn der »Entstehungs-« oder »Entdeckungszusammenhang« einer Theorie keinen Platz in der wissenschaftstheoretischen Beschreibung und Anleitung findet)?

²⁷ Nach wie vor gilt Charlotte Bühler als »Pionierin« der Tagebuchforschung in der Psychologie, und das in einem Ausmaß, das vom Beitrag anderer abzulenken vermag. Ihr Name fällt im entsprechenden thematischen Zusammenhang häufiger und mit größerer Sicherheit als derjenige Bernfelds, von anderen Namen ganz zu schweigen. Es ist eine spannende Frage, die jedoch den Rahmen der vorliegenden Arbeit überschreitet, inwiefern eine solche Einschätzung Böhlers Beitrag realistisch bewertet und inwiefern sie das Resultat fortgesetzter Bemühungen darstellt, auf diesen Beitrag hinzuweisen und ihn in den Vordergrund zu stellen, eine »Vorreiterschaft« also erst nachträglich zu behaupten und dann allmählich auszubauen – Bemühungen, an denen Charlotte Bühler selbst wohl gewichtigen Anteil hatte. Man sehe sich einmal folgenden Passus aus der vierten Auflage des »Seelenlebens« an: »Die Hauptschwierigkeit war zweifellos die methodische. Mit Experiment und Erhebung war an wesentliche Grundprobleme zunächst nicht heranzukommen. So wurde ein neuer methodischer Weg gewählt und vorgeschlagen, nämlich der der systematischen Analyse objektiver Leistungen und zwar vor allem einer spezifischen Leistung des Jugendalters, nämlich der Tagebücher von Jugendlichen« (Bühler 1927a, S. V, Hervorhebungen im Original). Wurde da wirklich eine neue Methode gewählt und vorgeschlagen? In der ersten Auflage liest sich das noch etwas anders: »Diese Gesamtauffassung [der Pubertätspsychologie, A. K.] gewann ich aus folgenden Quellen: im Unterricht und im Verkehr mit Jugendlichen, aus drei vollständigen sehr aufschlußreichen Tagebüchern, die mir zur freien Verfügung gestellt wurden, aus dem großen Material, das Fritz Giese veröffentlichte [...] und aus lebendigster Erinnerung an eigene Pubertätserfahrungen« (Bühler 1922a, S. VI, Hervorhebungen im Original). Die Untersuchung von Tagebüchern mag hervorgehoben sein, aber sie ist hier doch nur eine Methode unter anderen. Zudem scheinen, obwohl das aus der mehrdeutigen Formulierung nicht zweifelsfrei hervorgeht, die drei von Bühler ursprünglich verwendeten Tagebücher aus der Sammlung Gieses zu stammen, der 1914 eine umfangreiche, gut 200 Seiten starke Abhandlung über »Das freie literarische Schaffen bei Kindern und Jugendlichen« vorlegt, ergänzt durch einen zweiten Teil, in dem auf rund 240 Seiten 502 Textproben wiedergegeben werden. (Giese gibt dort zwar auch einige Tagebuchauszüge wieder – z. B. die »Proben« Nr. 209, 230, 255, 288, 486, 488, vgl. Giese 1914, II. Teil, S. 88 ff., 97 f., 108 ff., 125 f., 224 ff., 231 ff. –, vor allem aber Berichte, Gedichte, Märchen, Aphorismen u. w. m. Insgesamt lagen ihm, unter 3000 Proben, lediglich 4 Tagebücher vor; vgl. ebd., S. 37.) Jedenfalls verwendet Bühler auch, unter entsprechendem Nachweis, die dort veröffentlichten Tagebuchauszüge (z. B. Bühler 1922a, S. 38 f., 61; außerdem, wie in den späteren Auflagen auch, viele weitere der Textbeispiele Gieses). Und wo sie

mit dem Vorgehen Bernfelds, markiert sie daher ein anderes Extrem möglicher Vorgehensweisen: nicht nur, indem die Frage nach dem Tagebuch als Form zurücktritt hinter dem Interesse an den geäußerten Inhalten im Tagebuch.²⁸ Durch die größeren Fallzahlen und die vorgeschlagene (und im Ansatz begonnene) statistische Verarbeitung, vor allem aber durch die

einmal einen Tagebuchauszug ohne näheren Beleg wiedergibt (etwa ebd., S. 92), handelt es sich demnach wahrscheinlich – vor allem, wenn man die Formulierung aus der Einleitung berücksichtigt – um unveröffentlichte Teile der von Giese bezogenen Exemplare. Sicher, es besteht keine Verpflichtung, den entsprechenden Hinweis auf die ersten, erhaltenen Tagebücher auch in den späteren Auflagen beizubehalten, und ebensowenig, bei der zitierten ersten Auflage Gieses (1914) zu bleiben, anstatt, sobald möglich, die zweite (1928) anzuführen, natürlich ohne Hinweis auf die 14 Jahre frühere Erstveröffentlichung. Entscheidend ist ja nicht, von wem etwa das erste Tagebuchmaterial stammt, sondern wer als erstes die Idee hatte, es zu jugendpsychologischen Forschungen zu nutzen. Und das immerhin war unbestritten, anfangs bescheidener, später umso nachdrücklicher, Charlotte Bühler – oder nicht? »Es wäre eine Aufgabe, und psychologisch zur Erforschung der Gedankenkreise von Kindern wie von Jugendlichen besonders erkenntnisreich, wenn man nur Tagebücher einmal untersuchen würde« (Giese 1914, S. 38). »Die Untersuchungen über das künstlerische und literarische Schaffen Jugendlicher, die seit einigen Jahren in immer wachsender Zahl vorgenommen werden, bedeuten hier einen wichtigen Anfang. [...] die weiteren Bände dieser [von Bernfeld herausgegebenen, A. K.] Beiträge zur Jugendforschung werden Tagebücher, Briefe, literarische Produktionen, Phantasien und dergleichen Äußerungen kindlichen und jugendlichen Seelenlebens zur Quelle jugendkundlicher Forschung zu machen versuchen« (Bernfeld 1922b, S. 7).

²⁸ Diese Inhalte werden dann auch, wie angedeutet, relativ direkt übernommen, nicht weiter gedeutet und schon gar nicht kritisch hinterfragt – wäre es anders, könnte Bühler auch nicht davon ausgehen, daß die bloße Kenntnis der Tagebuchinhalte zu einem »besseren Verständnis unserer Jugend« führt. Über die Gründe für diese »interpretative Abstinenz« darf spekuliert werden: Zunächst mag ein »hermeneutisches Bewußtsein« – also die Bereitschaft, etwas nicht allein als bloßes Denotat zu dekodieren, sondern als Zeichen und Symptom zu deuten und zu lesen, Neben- und Beibedeutungen zu sammeln und zu sichten, Lesarten und Ordnungen zu entwerfen und zu verabschieden, kurz: zu interpretieren – nicht für jede psychologische Orientierung so unverzichtbar sein wie für die Psychoanalyse, wo sie ja bereits in das theoretische Fundament eingelassen ist. (Bernfeld exemplifiziert das im übrigen.) Weiter plädiert Charlotte Bühler wiederholt für statistische Verarbeitung und im Zusammenhang damit für hohe Fallzahlen, was einen »schlichten«, nicht interpretierenden Umgang mit Inhalten zwar nicht aus prinzipiellen Gründen erzwingt, wohl aber aus pragmatischen Gründen ratsam erscheinen läßt. Schließlich formuliert Bühler an mehreren Stellen ihren Glauben an die Wahrhaftigkeit von Tagebuchaufschrieben: »Im allgemeinen muß man jedoch sagen, daß ein bemerkenswertes Streben nach Sachlichkeit, nach Wahrheit vor sich selbst in diesen Darstellungen zum Vorschein kommt und nur eine vorübergehende Periode mit der Ausschmückung des eigenen Ich auch an dieser verborgenen Stelle beschäftigt ist. Das Streben des Jugendlichen nach Selbsterkenntnis ist im allgemeinen aufrichtig« (Bühler 1927a, S. 89). Das darf bezweifelt werden, zumindest darf bezweifelt werden, daß dem jugendlichen Streben nach Wahrhaftigkeit kleinere Steine im Weg liegen als dem erwachsenen – und es ist sicherlich kein Zufall, daß es ein Psychoanalytiker wie Bernfeld bezweifelt. Aber Bühler sieht das anders: »Dieses aufrichtige Bemühen [sich über sich selbst klar zu werden, A.K.], das mit zum Sinn des Tb.schreibens gehört, wirkt dem Posieren entgegen und erzeugt vielfach ein sehr gewissenhaftes, dem wissenschaftlichen ähnliches Wahrheitsstreben« (Bühler 1925, S. V). Ob ein solcher unverbrüchlicher Glaube allerdings tatsächlich die Ursache für die »gutgläubigen« Auswertungen von Tagebuchinhalten ist oder ob er umgekehrt nachträglich als Argument dafür stark gemacht wird und solche Auswertungen dann post festum verteidigen soll, kann heute wohl kaum noch entschieden werden.

mehr oder minder direkte, vielleicht unkritische und jedenfalls wenig skeptische Übernahme der Inhalte steht sie *innerhalb* der Bandbreite qualitativer Verfahren, wenn man so will, eher auf der »quantitativen« Seite.²⁹ Im Feld zwischen diesen beiden Polen läßt sich noch heute, rund achtzig Jahre später, jede psychologische Untersuchung von Tagebüchern verorten.

1.5 Tagebücher in der Psychologie – seit Bernfeld und Bühler

Bis in die Mitte der dreißiger Jahre erscheint eine Reihe psychologischer Untersuchungen, zum Teil durch die Arbeiten Bühlers angeregt, die sich mit der Deutung (und Dokumentation) von Jugendtagebüchern beschäftigt (vgl. Winterhager-Schmid 1997, S. 358; eine Auflistung bei Rogger 1943, S. 4 f.). Nach dem Zweiten Weltkrieg wird dann zunächst im Jahr 1954 die Studie des Kinderarztes Walter Abegg und zehn Jahre später diejenige von Waltraut Küppers veröffentlicht. Beide gliedern die Ergebnisse ihrer Bemühungen thematisch, also in Ausführungen der jugendlichen Stellungnahmen zu bspw. Familie, zur Liebe, zu Freunden bzw. Freundschaft, zu Natur oder Religion, und illustrieren ihre Darlegungen mit Tagebuch-Auszügen: der erste mit Auszügen aus dem eigenen Material, die zweite darüber hinaus kontrastierend mit Auszügen aus den von Bühler veröffentlichten Tagebüchern, um drei Mädchengenerationen zu vergleichen. Während sich Abegg allerdings weitgehend darauf beschränkt, findet sich bei Küppers ein methodisch reflektierteres Vorgehen, das den (allerdings gekürzten) Abdruck der Tagebücher sowie von Einzelinterpretationen ebenso umfaßt wie einige Bemerkungen zu den Schwierigkeiten der »Tagebuchmethode«. In den folgenden Jahrzehnten gerät die Beschäftigung mit Tagebüchern dann weitgehend aus dem Blick psychologischer Untersuchungen, ehe – ab etwa Mitte der achtziger Jahre – gleich mehrere Untersuchungen vorgelegt werden.

Dabei wird auch (aber nicht nur) eine Forschungsstrategie verfolgt, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum Vorläufer haben dürfte: Es werden nämlich Studien vorgelegt, die

²⁹ Natürlich soll hier nicht quantitativen Auswertungsverfahren ein unkritisches Vorgehen attestiert werden; gemeint ist vielmehr, daß bei Bühler eine systematische Untersuchung der Frage, was eine bestimmte Tagebuchpassage möglicherweise bedeuten kann (und zwar abgesehen von dem Offensichtlichen) keinen Platz hat – und zwar gerade so, wie anderswo die der Frage, was eine bestimmte Antwort im standardisierten Interview oder das Kreuz im Fragebogen bedeuten kann (abgesehen vom Offensichtlichen).

sich zwar für das Tagebuchschreiben interessieren, aber nicht (oder zumindest nicht direkt) für die Inhalte des Tagebuchs, die also keine Tagebuchaufschriebe analysieren, sondern z. B. Jugendliche per Fragebogen oder im Interview danach *fragen*, ob überhaupt, und wenn ja, über welche Themen und aus welchen Gründen sie Tagebuch führen.³⁰ Hierzu gehören etwa Untersuchungen von Zinnecker (1985), Seiffge-Krenke (1985) oder Fend (1994).

Durch die dokumentarische Herausgabe des Tagebuchs der »Karin Q.« schließt Zinnecker (1990 [zuerst 1978]) in gewisser Weise an Charlotte Bühlers Vorgehen an. Daneben werden Einzelfallstudien vorgelegt, z. B. von Rolf Haubl (1984), der ein Tagebuch psychoanalytisch interpretiert, und von der Literaturwissenschaftlerin Magdalena Heuser (1982), die Auszüge aus dem eben genannten Tagebuch der »Karin Q.« mit solchen aus zwei von Bühler herausgegebenen Mädchentagebüchern kontrastiert.³¹

Lediglich eine einzige Arbeit untersucht eine ganze Stichprobe von Tagebüchern, und das, soweit anhand der Publikation zu beurteilen, auf eine Weise, die methodischer Kritik durchaus standhalten kann. Marianne Soff (1989) stützt sich auf insgesamt 44 von ihr gesammelte Tagebücher sowie je sieben aus Bühlers und Küppers Bestand für einen Generationenvergleich. Neben einem themenorientierten Vergleich der Inhalte,³² die in den Tagebüchern zur Sprache kommen, interessiert sie sich vor allem für die psychische Entwicklung der Diaristen, wobei sie die Theorie der Ich-Entwicklung (»ego-development«) von Loevinger (1976, 1977; vgl. Westenberg, Blasi & Cohn 1998) zugrundelegt. Loevinger postuliert ein Stufenmodell der Ich-Entwicklung, das an andere Stufenmodelle der Entwicklungspsychologie erinnert und davon ausgeht, daß das Ich eine mehr oder minder integrierte Ganzheit von vier unterschiedlichen Komponenten ist, nämlich von »Impulskontrolle und Charakterentwicklung«, »interpersonalen

³⁰ Merkwürdigerweise wird bei auf solche Weise gewonnenen Daten die Frage ihrer Zuverlässigkeit viel weniger thematisiert als im Hinblick auf die Authentizität von Tagebuchaufschrieben. Warum man am Inhalt (oder gar der Authentizität) eines zunächst jeweils für die eigene Person geschriebenen Tagebuchs zweifelt, demgegenüber aber die Frage gar nicht erst aufwirft, ob ein Diarist, der in einem Interview einem Sozialwissenschaftler gegenüber sitzt, zutreffend über Themen oder Motive des Tagebuchführens Auskunft gibt (oder, insbesondere im Falle der Motive, überhaupt geben kann), ist mir nicht erklärlich. (Auch der Verweis auf unterschiedliche Verbreitung und unterschiedliches Ansehen methodologischer Orientierungen erklärt das noch nicht hinreichend.)

³¹ Auf die Arbeiten von Haubl und Heuser komme ich im zweiten Kapitel, in methodologisch-argumentierender Absicht und zu exemplarischen Zwecken, noch einmal zu sprechen.

³² Diese Themen sind: Eltern, Liebe und Freundschaft, Selbst, Lebensplanung und Beruf, Religion, Natur, Politik und Zeitgeschehen, Aktivitäten und Interessen sowie Tagebuch (Soff 1989, S. 31 ff., 75) – und was diesen Teil ihrer Arbeit angeht, schließt Soff ebenfalls unmittelbar an Bühler an.

Beziehungen«, »bewußten Themen und Problemen der Lebensführung einschließlich des Selbstbildes« und »kognitivem Stil«, die für jede Stufe charakteristische Ausprägungen zeigen (vgl. Soff 1989, S. 50). Insgesamt werden sieben Stufen (und bis zu vier Zwischenstufen) angenommen; Soff konzentriert sich auf die für ihr Material relevanten (ebd., S. 50 ff.).

Zur Verdeutlichung seien knapp zwei der Stufen charakterisiert, nämlich die vierte, »konformistisch« genannte Stufe »I-3«, und die nächste (wenn man eine Zwischenstufe I-3/4 unberücksichtigt läßt) Stufe »I-4«, die »gewissensorientiert« genannt wird: »Impulskontrolle und Charakterentwicklung« sind auf I-3 durch externe Regeln gekennzeichnet, die konformistisch befolgt werden und deren Übertretung Scham und Schuld zur Folge hat; auf I-4 sind moralische Regeln internalisiert und Verantwortungs- und Pflichtgefühl entwickelt. (Natürlich erinnert diese erste Komponente von Loevingers Ich-Entwicklung an die Konzeption der Entwicklung moralischen Urteilens durch Kohlberg.) »Interpersonale Beziehungen« sind auf der konformistischen Stufe vor allem auf die eigene Gruppe bezogen und eher oberflächlich, auf der gewissensorientierten intensiver und differenzierter, eher wechselseitig und durch Perspektivenübernahme gekennzeichnet. »Themen der Lebensführung« sind auf der konformistischen Stufe etwa die eigene äußere Erscheinung, ein »guter Ruf« und eher banale, nicht konflikthafte Gefühle; auf der gewissensorientierten Stufe treten differenziertere Gefühle, die Überzeugung, selbst wirksam und verantwortlich zu sein, aber auch Überlegungen zu Absichten und Überzeugungen anderer Menschen auf. Der »kognitive Stil« auf konformistischer Stufe ist einfach, stereotyp und klischeehaft, auf gewissensorientierter Stufe komplexer, in der Lage, zwei Aspekte eines Themas gleichzeitig zu berücksichtigen (also zu »dezentrieren«, wie Piaget sagen würde), und zeugt wiederum von der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme. Die verbleibenden Hauptstufen – I-1 (präsozial-symbiotisch), I-2 (impulsabhängig), Delta (selbst-protektiv opportunistisch, zwischen I-2 und I-3 gelegen), I-5 (autonom) und I-6 (integriert) – sind auf prinzipiell vergleichbare Weise näher charakterisierbar; im analysierten Tagebuchmaterial traten die Stufen Delta bis I-5 auf (vgl. Soff 1989, S. 186).

Für die Auswertung werden zunächst »Sinneinheiten« identifiziert und dann den jeweiligen Stufen der Ich-Entwicklung zugeordnet. Für jedes Lebensjahr (und jedes Tagebuch) ergibt sich eine Verteilung der Sinneinheiten über mehrere, benachbarte Stufen, die die Grundlage für die Zuweisung eines (jahresbezogenen) Gesamt-Ich-Niveau-Wertes bildet (vgl. ebd., S. 104 ff.); der Vergleich dieser Ich-Niveau-Werte wiederum bildet die biographische Entwicklung der Diaristen über mehrere Jahre hinweg ab.

Wichtige Ergebnisse der Studie Soffs (1989, S. 251 ff.) besagen, daß die bereits von Bühler und Küppers gefundenen Themen im Tagebuch nach wie vor Geltung beanspruchen dürfen, wenn auch in den jüngeren Mädchentagebüchern Beziehungen zum anderen Geschlecht vermehrt thematisiert wurden, »Schwärmereien« für ältere, meist gleichgeschlechtliche Personen dagegen vermindert, ebenso wie der Bereich »Religion«; ihre Lebensplanung sieht im Regelfall Partnerschaft und Berufstätigkeit gleichermaßen vor, wie bereits bei Küppers, aber anders als noch bei Bühler. Die gefundenen Ich-Niveaus sind bei jüngeren Tagebüchlerinnen niedriger als bei älteren; bei länger geführten Tagebüchern ist in der Regel – aber nicht ausnahmslos – ein Anstieg festzustellen. Auf jeder Alterstufe sind bei den verschiedenen Verfasserinnen sehr unterschiedliche Gesamt-Ich-Niveau-Werte nachweisbar, und in jedem Tagebuch differiert dieses Niveau in Abhängigkeit vom behandelten Themenbereich (das Ich-Niveau ist also bereichsspezifisch).

Soff stellt sich mit ihrer Studie explizit in die von Charlotte Bühler begründete Forschungstradition, und zumindest im Hinblick auf die themenorientierte Sammlung der Inhalte von Tagebüchern ist das ohne Zweifel richtig. Der Rekurs auf Loevingers Theorie und die damit verbundenen Auswertungen überschreiten das Bühlersche Vorgehen allerdings in gewisser Weise: zum einen durch eine Interpretation,³³ die mehr ist als bloß themenparaphrasierende Zusammenfassung, zum anderen durch eine statistische Weiterverarbeitung, die von Bühler zwar angesprochen, aber kaum geleistet wird.

Weitere Realisierungen von Tagebuchanalysen in entwicklungspsychologischen Zusammenhängen stehen aus – von ihrer Durchführung in kulturpsychologischen Kontexten ganz zu schweigen. Dabei zeigt sich selbst der flüchtigen Betrachtung eine Reihe von Möglichkeiten: Bei den Funktionen des Tagebuchschreibens ist hier und da von einer »Katharsisfunktion« die Rede, von kritischen persönlichen Ereignissen, die Anlaß zum Tagebuchschreiben sind (vgl. Seiffge-Krenke 1985, S. 144 f., vgl. aber auch Kapitel 2.2). Was liegt also näher, als Tagebücher aus der Perspektive der Forschungen zu »kritischen Lebensereignissen« (Filipp 1995) zu betrachten und nach Bewältigungsformen und Veränderungs- und Entwicklungsverläufen zu suchen? Eine solche Analyseperspektive muß

³³ Das diesbezügliche methodische Vorgehen Soffs ist im Grundsatz durchaus einer Inhaltsanalyse (mit einem beschränkten Satz zu berücksichtigender Kategorien) oder der Auswertung von »moral judgements interviews« mit Hilfe des entsprechenden Manuals vergleichbar. Es handelt sich um ein kontrolliertes Vorgehen, das allerdings die charakteristische Möglichkeit gerade qualitativer Analyse, auf zuvor nicht Erwartetes, auf neuartige Resultate zu stoßen, weitgehend ungenutzt läßt.

sich dabei keineswegs auf das Jugendalter beschränken. Auch die Moralpsychologie wird in Tagebüchern fündig, nicht nur da, wo aktuelle Ereignisse des Zeitgeschehens behandelt und moralisch bewertet werden,³⁴ sondern auch z. B. in Schilderungen moralisch relevanter Alltags- oder Schulsituationen.³⁵ Weitere mögliche Themen stellen bspw. die Entwicklung von Gefühlen oder aber die sprachliche Entwicklung, vor allem natürlich die Entwicklung der Schriftsprache dar (für Ansätze zu letzterem vgl. Seiffge-Krenke 1987a). Ein spannendes Thema – nicht zuletzt in entwicklungspsychologischer Hinsicht – stellt auch das sich entwickelnde Bewußtsein von den formenden (und fixierenden) Momenten des Tagebuchs selbst dar. Wo Jugendliche das Tagebuch erwähnen, finden sich nicht selten auch Bemerkungen über das Gelingen oder Mißlingen der schriftlichen Fixierung wichtiger Gedanken, Gefühle usw., es finden sich Reflexionen über wiedergelesene, frühere Eintragungen und zwischenzeitlich veränderte (und weiterentwickelte) Sichtweisen, mitunter finden sich gar datierte, nachträglich hinzugefügte Kommentare zu früheren Darstellungen, kurz: es finden sich Hinweise zum Bewußtwerden von Veränderungsprozessen und der eigenen, geschichtlichen Gewordenheit (und Bedingtheit). Wer solchen Hinweisen nachgeht, findet sich bald in der Nähe klassischer Fragen der Kulturpsychologie wieder.

³⁴ Aktuelle Beispiele aus dem mir vorliegenden Material stellen zum Beispiel die Attentate vom 11. September 2001 oder der Krieg im Irak dar.

³⁵ Im bereits angesprochenen »Klassentagebuch« (DTA 895, 1 bis 895, 7) findet sich die Wiedergabe zweier Politikstunden (DTA 895, 1), in denen ein fiktives Fallbeispiel diskutiert wird, das unmittelbar an ein moralisches Dilemma erinnert. Es kann hier aus Raumgründen nicht wiedergegeben werden und handelt (Ende der 70er Jahre) von einem leerstehenden Gebäude, das von Jugendlichen illegal besetzt wird, nachdem sie alle legalen Wege ausgeschöpft haben, ein Jugendzentrum zu erhalten. Die Vignette zeigt mindestens, daß moralische Dilemmata nicht nur Untersuchungsmethode der Moralpsychologie, sondern auch Unterrichtsmethode der Didaktik der Politik sind.